

Auszüge aus Kapitel 1 "Vom Dorf"

Ich sitze auf einem Stein vor unserem Haus aus Lehm. Vieles geht mir durch den Kopf, während ich mit einem dünnen Ast sonderbare Zeichen und Linien auf den Boden ritze, ohne es zu merken. Denn ich bin tief in meine düsteren Gedanken versunken.

Zornig und aufgebracht drücke ich den verdorrten Ast gegen den rissigen und unfruchtbaren Boden. Bittere Wut schnürt mir die Kehle zu. Ich spucke auf den Boden und verfluche diese Armut und diese Dürre, die erbarmungslos über uns hergefallen sind. Ich seufze, wenn ich an meinen Vater denke und daran, was er uns angetan hat. Und ich spucke noch einmal aus. Ich hasse ihn abgrundtief. Er muß mich, meine Mutter und meine beiden kleinen Schwestern ja auch hassen. Warum hätte er uns sonst verlassen und eine andere Frau geheiratet? Danach haben wir nie wieder von ihm gehört. Einmal hat man uns erzählt, daß er auf dem Markt von Al-Khartoum Erfrischungsgetränke verkauft, ein andermal, daß er bei der Eisenbahn in Wadi Halfa arbeitet und wieder ein andermal, daß er nach Ägypten gegangen und dort Kellner in einem Café ist.

Verdammtes Leben! Wenn er nicht dazu imstande ist, eine Familie zu versorgen, warum hat er dann überhaupt geheiratet? Warum hat er uns verlassen und ist einfach verschwunden? Mein Druck auf den dünnen Ast wird stärker, bis er bricht und wieder bricht und meine Fingerspitzen schließlich den rissigen Boden berühren. Ich betrachte die Risse, die sich wie die ineinander verwobenen Fäden eines Spinnennetzes über den Boden ziehen. Mit den Füßen versuche ich, sie mit Staub zuzuschütten. Aber was können schon zwei kleine Füße für ein ganzes Dorf tun! Seit sich Verwüstung und Dürre ausgebreitet haben und sich der Regen rar gemacht hat, ist das Unheil gnadenlos über uns hereingebrochen: Trockenheit, Krankheit, Qualen und Tod. Wir sind so gut wie tot. Wind kommt auf und wirbelt Staub durch die Luft. Ich schließe für ein paar Augenblicke die Augen, und als ich sie wieder öffne, sind meine schwarzen Füße mit leblosem Staub bedeckt, Staub, der mich lebendig begraben möchte, so wie er schon Hunderte aus unserem Dorf und dem Nachbardorf begraben hat. Ich würde gerne weinen, aber das geht nicht. Ich bemühe mich, wenigstens eine Träne zum Fließen zu bringen, doch aus meinen Augen kommt nichts - als wäre ich wie unser Dorf ausgetrocknet und leer. Da verfluche ich meinen Vater noch einmal. Vor seinem Verschwinden hat er mir beigebracht, daß Weinen Frauensache ist und ein Mann nie weint, egal, was passiert. Verdammst du, du kluger Feigling! Es wäre besser gewesen, wenn du diese Weisheit für dich behalten hättest!

Eines der Palmblätter, die unser ärmliches Haus bedecken, fliegt an mir vorbei, und ich fange es mit den Fingerspitzen auf. Ich denke und spucke aus, und ich spucke aus und denke. Dabei wickle ich das Blatt fest um die Spitze meines Zeigefingers, ohne es zu merken, und verletze mich mit seinem scharfen Rand. Sofort stecke ich den Finger in den Sand, wie wir das früher immer getan haben. Wenn sich einer von uns beim Spielen am Fuß oder an der Hand verletzt hat, hat er den verletzten Körperteil in den Sand gesteckt, bis er zu bluten aufgehört hat. Dann haben wir weitergespielt.

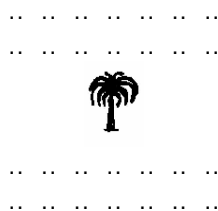
Mein Blick fällt auf die spielenden Kinder. Was für ein Unterschied zwischen den Kindern von heute und den Gefährten meiner Kindheit! Ich kann nur Schatten wahrnehmen, die sich vor mir bewegen. Der Hunger hat sie besiegt, und ihre mageren Körper sind nur mehr lebendige Skelette. Krätzig, staubfarbene Haut überzieht ihre Rippen und Knie. Ein paar laufen hier herum, ein paar dort, einige schreien, und andere sitzen nur auf dem Boden, weil sie sich vor Magerkeit und Schwäche nicht mehr bewegen können. Von weitem beteiligen sie sich mit ihren Schreien am Spiel, und zwar nur damit. Das ist ein neues Spiel in unserem Dorf, das es zu meiner Zeit noch nicht gegeben hat. Wenn eines von ihnen merkt, daß sich die anderen von ihm entfernen, um an einem anderen Platz weiterzuspielen, weiß es, daß es mit seinem Schreien von ihrem Spiel ausschließen wird. Deshalb beginnt es laut zu schreien, bis schließlich seine

Stimme versagt und es nur mehr lautlos schluchzen kann. Dann kommt seine Mutter, um es an ihrer Brust zu stillen, die wie der leere Geldbeutel meiner Mutter aussieht. Ich betrachte das Kind und sehe in seinem Gesicht nur zwei riesige erwartungsvolle Augen. Ein Arm hängt kraftlos herab, mit dem anderen klammert sich an den Zöpfen seiner Mutter fest. Die Fliegen feiern auf den Augen, auf den Pusteln und Wunden seines zusammenbrechenden Gerippes ein Festmahl. Sie umkreisen es, um etwas von der Muttermilch abzubekommen. Wenn sie nichts finden, gehen sie wieder dazu über, seinen abgemagerten Körper anzugreifen, und über jede Wunde herzufallen, denn wenn schon keine Milch, dann wenigstens Blut. Die Fliegen beharren darauf zu überleben, selbst wenn das ganze Dorf sterben sollte. Am Tag saugen sie das Blut der Kinder, und in der Nacht kommen die Stechmücken, um sich ihren Anteil zu holen.

Ich denke an die Zeit zurück, als ich noch klein war. Damals spielte ich unter ein paar Palmen, in meinen Händen eine kleine Blechdose und einen Sack mit Steinen und Kieseln, um damit nach oben zu werfen und dabei so viele grüne, unreife Datteln zu treffen, wie ich nur konnte. Die meisten davon verschlang ich selbst, mit den übrigen lief ich dann zu einem Freund und bot ihm ein paar im Tausch gegen seinen Autoreifen an, weil ich damit unbedingt spielen wollte. Aber mein Freund war gemein. Er überließ ihn mir nur so lange, bis er die Datteln aufgegessen hatte. Danach kam er sofort angerannt und nahm mir seinen Reifen wieder weg. Enttäuscht kehrte ich dann zu meinen Palmen zurück. Ich warf weiter Steine nach oben, bis mich die Kraft in meinem Arm verließ. Es hatte bereits zu dämmern begonnen. Ich machte mich mit den unreifen Datteln und dem Vorsatz auf den Heimweg, sie am nächsten Tag meinem Freund anzubieten. Doch nach wenigen Schritten begann ich, die Datteln selbst zu essen und mich dabei mit den Worten „Spielt doch keine Rolle! Morgen kannst du noch mehr Datteln herunterholen, iß dich doch jetzt einmal satt!“ selbst zu beruhigen.

Vor mir lag eine grenzenlose grüne Weite. Vielleicht war sie gar nicht so weit, wie ich sie in Erinnerung habe, doch es gab damals wenigstens noch Grün, es gab noch Leben. Plötzlich hat sich diese Bestie bei uns eingeschlichen, hat alles Grün vertilgt und es in eine einzige Farbe verwandelt, in die Farbe des Nichts, die Vernichtung und Tod mit sich bringt. Sogar die Wolken, die früher über unser Dorf zogen, um uns vor der Hitze zu schützen und genügend Regen mitzubringen, weigern sich nun, bei uns vorbeizukommen. Wenn sie einmal auftauchen, dann sind sie viel zu weit weg. Anstatt uns zu beschützen, machen sie uns nur wütend, weil sie so rasch verschwinden und so geizig sind.

Ich erinnere mich an den Tag, an dem mir ein Freund meines Vaters einen Autoreifen mitbrachte, damit ich wie die anderen spielen könnte. Und ich erinnere mich auch daran, wie mein Vater mit mir schimpfte und zu seinem Freund meinte: „Er sollte etwas Nützliches lernen,“ um mich daraufhin zu Scheich ^cAli Al-Faki zu schleppen. Der Scheich hatte, wie die Leute behaupten, an der Al-Azhar¹ studiert. Er genoß großen Respekt in unserem Dorf. Obwohl er noch sehr jung war, wurde alles zum Gesetz erhoben, was er sagte. Ich hatte von anderen Leuten gehört, daß er gar nicht an der Al-Azhar studiert hatte. Er sei zwei Jahre in Ägypten gewesen und habe dort erfolglos sein Glück als Händler versucht. Daraufhin sei er wieder zurückgekommen. Jedenfalls war er der einzige Sohn unseres Dorfes, der nicht nur bis in die Stadt, sondern auch ins Ausland gekommen war. Es bestand kein Zweifel daran, daß er mehr als wir im Kopf hatte und wir ihn respektieren mußten. Denn wir hatten von klein auf gelernt, jeden zu respektieren, der von weit her kam.



¹ Islamische Universität in Kairo

Ich gehe zu meiner schweigenden Stadt, dem Friedhof, um mich von ihm zu verabschieden. Ich weiß nicht, wie lange ich dort sitze. Es ist das erste Mal, daß ich nicht singe und in Erinnerungen schwelge. Plötzlich werde ich mir meiner für den nächsten Tag geplanten Abreise bewußt. Ich mache mir weniger Sorgen darüber, was ich vorhabe und was mit mir geschehen wird, als darüber, dass ich meine Mutter und die beiden Kleinen im Dorf zurücklasse.

Das Krächzen eines Raben schreckt mich aus meinen Gedanken. Er sitzt auf der Krone einer blattlosen Palme. Der Anblick ihres Sterbens schmerzt mich. Sie ist die letzte Palme, die neben dem Friedhof überlebt hat. Sie war meine einzige Palme, und ich ihr einziger Besitzer. Durch die vielen Geschichten von Geistern und Dämonen, die man sich erzählt, fürchten sich die Kinder davor, Friedhöfen zu nahe zu kommen. So konnte ich allein von meiner Palme grüne Datteln ernten, wie es mir gefiel. Ich habe unvergeßliche Erinnerungen an diese Palme. Und jetzt stirbt sie schweigend! Der Rabe krächzt auf ihrem leblosen Wipfel und gibt mir laut und deutlich zu verstehen, daß er der Besitzer des verwüsteten Königreichs ist, das nun auf ihn übergegangen ist. Nun wird er auf dem Thron Platz nehmen.

Am nächsten Morgen verabschiede ich mich rasch von meiner Mutter. Die kleine Halima springt an mir hoch. Ich setze sie auf meine Schultern und lege ihre Beine nach vorn über meine Brust. Sie hält sich an meinem zerzausten Haar fest. Sie liebt diesen Platz. Karima steht neben mir. Sie hat begriffen, daß ich eine Weile weg sein werde, und sagt: „Ich möchte mit dir kommen, Hamza.“

„Ich komme bald zurück, ich bleibe nicht lange weg.“

Bei dieser Antwort schaue ich meine Mutter an, der die Worte im Hals stecken bleiben und die nur ein schmerzliches und trauriges Schweigen zustande bringt. Sie wird erst weinen, wenn ich weg bin, um es mir nicht noch schwerer zu machen. Es ist mir unbegreiflich, wie sie sich so beherrschen kann, aber sie ist ein starker Mensch. Das hat sie seit dem Verschwinden meines Vaters vor vielen Jahren bewiesen. Sie war immer geduldig und hat alles für uns ertragen. Jetzt bin ich an der Reihe, etwas zu tun. Halima reißt fest an meinen Haaren und schreit: „Los!“ „Wohin, du Teufelchen? Komm herunter! Laß los! Ich habe eine wichtige Verabredung.“ Sie scheint mich nicht gehört zu haben und wiederholt lachend ihre Worte. Ich hole sie von meinen Schultern herunter. Mit dem Kopf voran lasse ich sie nach unten gleiten, halte sie an den Beinen fest und rufe: „Jetzt fresse ich dich auf!“

Sie lacht ausgelassen und strampelt mit den Beinen. Dabei erwischt sie mich an der Schulter. Ich schreie auf, tue so, als ob ich Schmerzen hätte, und stelle mich tot. Sie lacht noch mehr, und ich nehme sie noch einmal hoch, um sie wieder auf den Kopf zu stellen und noch einmal und noch einmal, bis ich im Gegensatz zu ihr müde bin.

Nach einer langen Umarmung küsse ich meine Mutter und die beiden Kleinen. Meine Mutter nimmt das Amulett ab, das sie immer trägt und von dem sie überzeugt ist, daß es sie vor Bösem bewahrt. Sie legt es mir um und bittet mich, wie auf ein Juwel darauf zu achten, nicht nur, weil sie es von ihrer Urgroßmutter geerbt hat, sondern auch, weil es einen vor den Gefahren der Geister und Dämonen und vor dem Bösen beschützt. Ich berühre es mit den Fingerspitzen, und die Worte meiner Mutter beruhigen mich, denn ich glaube an das, was sie sagt. Ich nehme eine kleine Tasche aus Palmblättern, die meine Mutter mit Kisra vollgepackt hat, und trete ins Freie.

Der Staub eines aufkommenden Sandsturmes bringt meine Augen zum Tränen. Ich drehe mich um und sehe, wie Halima hinter meiner Mutter steht und heftig auf deren Schenkel einschlägt. Sie will mir nachlaufen. Aber meine Mutter hält sie an einer Hand fest, damit sie nicht entwischen kann. Während ich zurückblicke, gehe ich weiter. Die drei winken mir nach. Wind kommt wieder auf, und der Staub reizt meine Augen. Ich wische über die feuchten Wimpern. Ich komme am Haus von Scheich Al-Faki vorbei. Als er mich erblickt, hebt er die Hand zum Gruß, was für ihn gar nicht üblich ist. Ich erinnere ihn daran, gut auf meine Mutter und die beiden Kleinen aufzupassen: „Ich werde dir immer etwas schicken, wenn es mir die Umstände ermöglichen. Schreibe mir bitte regelmäßig, wie es ihnen geht.“

Er gibt mir ein Dokument, auf dem sich mein Name und ein paar Angaben, Zeichen und Unterschriften befinden, und sagt, daß dies mein Personalausweis sei und daß man in einer großen Stadt immer ein solches Papier bei sich haben müsse. Ich falte es zusammen und stecke es in meinen Beutel mit dem wenigen Geld, den ich wie einen Gürtel um die Hüfte gebunden habe. Die Uhr habe ich auch nicht vergessen. Ich trage sie am Handgelenk, obwohl ich es nicht gewöhnt bin, die Zeit nach einer Uhr zu bestimmen.



Auszüge aus Kapitel 2 "In die Stadt"

Das lange, hoffnungslose Gehen durch diese Stadt hat mich außer Atem kommen lassen. Es ist sehr heiß. Meine Sandalen brennen auf den Fußsohlen. Ich gehe in den Schatten, um der stechenden Sonne zu entkommen. Als es mir zu viel wird, lasse ich mich in einer Ecke neben einem Laden nieder und überlege, was ich jetzt tun soll.

Plötzlich und ohne Vorwarnung taucht vor mir ein junger, großer Mann auf. Sein zerzaustes, ins Dunkelrot gehende Haar steht in Büscheln von seinem Kopf ab. Er trägt englische Kleidung, allerdings alte und schmutzige. Sein Blick ist listig und schlau. In seiner Hand hält er eine Packung Zigaretten, und er raucht in langen, genußvollen Zügen, wobei er den Rauch gleichzeitig aus Mund und Nasenlöchern bläst. Er spricht mich an: „Wie geht’s, mein Freund?“ „Nicht gut, wie du siehst, ich bin todmüde, und diese Hitze bringt mich fast um.“

„Du klingst, als wärst du nicht von hier?“

„Nein. Ich komme aus einem Dorf, daß Wadd An-Nar heißt, Hunderte Meilen von hier.“

Mit geschlossenen Augen versucht er, sich den Namen einzuprägen, indem er ihn mehrmals wiederholt: „Wadd An-Nar, Wadd An-Nar. Von welcher Familie stammst du?“

„Wenn du den Namen meines Dorfes nicht kennst, wie willst du dann den Namen meiner Familie kennen?“

Er lacht und sagt: „Anscheinend hast du Sinn für Humor, Abu An-Nar².“

„Ich heiße Hamza.“

„Der Name ist unwichtig. Sag mir, wen du hier suchst?“

„Ich kenne niemanden in dieser Stadt. Ich bin hergekommen, um mich nach Arbeit umzusehen.“

Er schaut mich verblüfft an, als hätte er einen Wahnsinnigen vor sich. „Und was willst du hier arbeiten?“

„Irgend etwas. Ich brauche Geld, und meine Familie auch. Sie ist in Not. Unsere Lage ist ernst geworden. Es ist mir nichts anderes übriggeblieben, als irgendwo nach Arbeit zu suchen. Ich habe mir gesagt, daß die Stadt größer ist und es da vielleicht mehr Möglichkeiten gibt als anderswo.“

„Ich verstehe. Was kannst du denn?“

Diesmal schaue ich ihn halb zweifelnd, halb demütig an. Ich vermute, daß er mich nur ärgern will. Entweder ist er selbst ein Arbeitsloser, der sich einen Spaß machen will, oder aber er interessiert sich tatsächlich für mich und weiß eine passende Arbeit. Während mir diese Gedanken durch den Kopf schießen, antworte ich: „Weißt du denn etwas Passendes für mich?“

„Ich denke schon. Mach dir erst einmal keine Sorgen mehr. Steh auf! Ich nehme dich mit zu ein paar Freunden.“

Müde, froh und gleichzeitig auch mißtrauisch erhebe ich mich von meinem Platz. Wir gehen sehr weit, von Gasse zu Gasse, und biegen um eine Ecke nach der anderen. Ich blicke mich oft um, damit ich mir den Weg merke. Vielleicht steckt hinter der Sache ja ein Schwindel? Eine Gasse schaut wie die andere, ein Geschäft wie das andere aus. Es ist, als würden wir uns im Kreis bewegen. Schließlich kommen wir bei einem alten Haus mit einer riesigen Tür aus verrostetem Blech an. Er klopft in einem bestimmten Rhythmus an die Tür. Ein Junge öffnet uns schlaftrunken. Er begrüßt uns beide so, als würde er mich auch kennen. Nachdem ich mich, wie das jeder an einem fremden Ort tut, nur kurz umgeschaut habe, sehe ich ihn nicht mehr. Der Junge ist spurlos verschwunden. Ungeduldig frage ich meinen neuen Freund: „Wo ist jetzt die Arbeit, die ich machen soll?“

Er sagt zu mir: „Reg dich nicht auf und ruh dich erst einmal von der Reise aus! Wir beginnen sowieso erst in der Nacht mit der Arbeit. Wenn du aufwachst, werde ich dir alles erzählen.“

Seine Worte beruhigen mich, obwohl Zweifel und Unsicherheit mein Denken beherrschen.

Nachdem ich mich zuerst in eine Ecke neben eine Matte gesetzt habe, sinke ich auf einen

² Abu bedeutet 'Vater'; also 'Vater von An-Nar'

Ellbogen gestützt langsam vor Erschöpfung auf die linke Seite, bis ich schließlich ausgestreckt auf dem Boden liege. Ich spüre nichts mehr und schlafe wie ein Toter, der nicht einmal mehr Träume hat.

Von einem heftigen Streit werde ich wach. Fünf Leute debattieren, und es geht dabei um mich. Einer ist dafür, daß ich bleibe, einer dagegen. Ich stelle mich noch eine Weile schlafend, um zu verstehen, worum es geht. Einer redet in besonders rauhem Ton und läßt in keinem Satz ein zotiges Wort fehlen. Es gefällt ihm nicht, daß ich bei ihnen bin, und er erinnert meinen Freund daran, wie er letzten Monat mit so einem Idioten ankam, den sie dann erwischten, und daß sie beinahe alle im Gefängnis gelandet wären.

Ich setze mich auf und begrüße sie alle. Dieser unverschämte Kerl schaut mich mit einem derart durchdringenden Blick an, daß ich mich erhebe. Er ist bullig. Sein Gesicht macht mir angst. Seine Augen quellen weit hervor, und ihr Weiß ist rot und gelb unterlaufen. In seinem Mund sind schwarze Zähne zu sehen, und über seiner linken Braue verläuft eine tiefe Narbe, die das Brutale seiner Gesichtszüge noch verstärkt. Er trägt eine Galabiya³, die ihm bis knapp unters Knie reicht und die einmal weiß gewesen sein muß. Jetzt sind alle Farben darauf vertreten. Am rechten Handgelenk trägt er eine riesige goldene Uhr und links ein schwarzes Armband aus dünnem Leder. Als ich mich ihm nähere, um ihm und den anderen die Hand zu geben, nehme ich einen vertrauten Geruch wahr, den Geruch von Benzin. Bevor er mir seine Hand entgegenstreckt, fragt er mich unfreundlich: „Wie heißt du?“

„Hamza.“

„Und woher kommst du?“

„Aus dem Dorf Wadd An-Nar,“ und mit ängstlicher Stimme fahre ich leise fort: „Ich glaube nicht, daß du das kennst.“

Er scheint beruhigt zu sein, als er meinen eigenartigen Dialekt hört. Abschätzend schaut er mich an und fragt: „Bist du bereit, heute abend mit uns zu arbeiten?“

Ich wage es nicht, nach dem Was oder Wie zu fragen. Erleichtert atme ich auf, und als hätte er mich aus der Gefangenschaft befreit, antworte ich: „Ja, ja. Ich bin bereit.“

„Al-Khattaf⁴ soll dir alles erklären. Mach uns keine Schande! Idioten kann ich nicht ausstehen! Kapiert?“

„Klar, ja. Du wirst sehen, wie gut ich meine Arbeit mache.“

Er sagt kein Wort mehr. Ich weiß nicht, was dieser Kerl vor mir verbirgt, aber ich habe das Gefühl, daß ich an diesem Abend noch etwas Verbotenes tun werde.



Ich weiß vieles über Abu Al-Kayyal, aber nicht von ihm, sondern von seiner zweiten Frau. Sie kommt ins Geschäft und arbeitet manchmal drei, vier Stunden mit mir. Zuerst aber nur, wenn ihr Mann da ist. Ich spüre, daß mich Abu Al-Kayyal ständig im Auge hat und meine Blicke, meine Bewegungen und Worte genau beobachtet. Als er sich meiner und meiner guten Gesinnung sicher ist und sich davon überzeugt hat, daß ich nur ein einfältiger Dorftölpel bin, der keine Ahnung von Frauen hat, erlaubt er ihr, auch in seiner Abwesenheit ins Geschäft zu kommen. Sie ist sechsundzwanzig Jahre alt, zart gebaut und hat ein schönes Gesicht mit makelloser Haut, zwei großen Augen und kleinen tätowierten Lippen. Ihre Stimme und ihre Sprache sind schön, sie riecht gut, und ihr Name ist Hayat⁵. Eines Tages erzählt sie mir: „Ich habe ihn vor mehr als sieben Jahren geheiratet, als seine zweite Frau. Die erste litt unter heftiger Malaria, die ihren Körper immer mehr schwächte und sie rasch altern ließ. Daß sie ihm keine Kinder gebar, war das zweite Verbrechen, das sie beging.“

³ Weites, hemdartiges und meist bodenlanges Gewand

⁴ *Al-Khattaf* bedeutet wörtlich 'der Räuber'

⁵ *Hayat* bedeutet wörtlich 'Leben'

Hier macht Hayat eine lange Pause. Ich habe das Gefühl, daß sie ihren Schmerz und ihr Leid nicht bei mir abladen will, und möchte das Thema wechseln. Aber nach einem tiefen Seufzer starrt sie einige Augenblicke lang vor sich hin und fährt dann zornig fort: „Ich wußte nicht, daß er schon verheiratet ist. Mein Vater wollte mich dem ersten Heiratskandidaten überlassen, der an unsere Tür klopft. Er hat sieben Töchter. Zwei von ihnen waren schon vor mir verheiratet, ich war die dritte, und er wollte sich einfach einer Last mehr entledigen. Daher verheiratete er mich, so schnell er nur konnte, und innerhalb von zwei Jahren kamen dann noch drei weitere Schwestern an die Reihe. Bis heute hat er noch seinen Kummer mit der letzten. Die meisten unserer Ehen sind nicht sehr glücklich. Sie wurden zu eilig geschlossen, um uns loszuwerden, wo wir doch nur Sorgen und Kummer bereiteten, solange wir nicht verheiratet waren. Das war die Auffassung meines Vaters und sein Prinzip. Als ob wir absichtlich aus dem Bauch unserer Mutter gesprungen wären, um ihm zur Last zu fallen, und er nichts dafür könnte!“

Sie redet weiter und spielt dabei gedankenverloren mit dem Gemüse und Obst. Sie schlichtet es, damit es schöner aussieht. Ich nicke interessiert und folge ihren Worten. Meine Hand hebt auf, was ihr entgleitet. Hayat setzt ihre Erzählung fort: „Im ersten Jahr war er lieb zu mir. Dann wurde aus Sanftheit und Zärtlichkeit allmählich Abneigung und Härte. Unsere Beziehung verschlechterte sich. Er wirft mir vor, daß ich unfruchtbar bin. Ich war geduldig und ertrug alles. Als er mich nur mehr erniedrigte, kehrte ich zu meinem Vater zurück, der mich aber nicht aufnehmen wollte und zu meinem Mann zurückschickte. Ich lebte mit ihm unter einem Dach. Am Morgen trank ich seine Abneigung, am Abend schluckte ich seine Härte. Er zieht mich in sein Bett, wenn ihn gerade die Lust überkommt. Dann höre ich einige verlogene Worte der Leidenschaft, die sofort ein Ende finden, wenn er mir den Rücken zuwendet. Sein Schnarchen wird laut, und mein Blutdruck steigt.“

Sie hat das Obst und Gemüse durcheinandergebracht, ohne es zu merken.

„Am Schlimmsten wurde es, als er zum dritten Mal heiratete, ein Mädchen von zwanzig! Er vergöttert sie und hat mich dorthin geschickt, wo seine erste Frau lebt. Du denkst jetzt vielleicht, daß die Beziehung zwischen mir und seiner ersten Frau schlecht ist. Ganz im Gegenteil, wir sind Freundinnen geworden, weil wir den gleichen Schmerz ertragen und aus dem gleichen Glas trinken. Das einzige, was seine neue Frau und mich unterscheidet, ist die Tatsache, daß ich von seiner ersten Ehe keine Ahnung hatte. Ich glaube aber, daß mein Vater davon wußte. Obwohl Abu Al-Kayyal genug verdient, ist er sehr geizig und tut immer so, als würde es ihm schlechtgehen. Das hast du ja selbst erlebt. Ich und seine erste Frau müssen von seinen Almosen leben. Ich kann nicht zu meiner Familie zurückkehren, denn die lebt auch nur von dem, was ich von ihm bekomme und ihnen ab und zu schicken kann. Ich habe meine Ausbildung nicht abgeschlossen, weil sich das mein Vater mit sieben Töchtern nicht leisten konnte. Das ist mein Schicksal. Nach der Religion und nach dem Gesetz gehöre ich ihm. Es wäre sinnlos, die Scheidung zu beantragen.“

Als Hayat zu sprechen aufhört, merkt sie erst, was sie mit dem Obst und Gemüse angestellt hat. Sie lacht bitter auf, während ihr Tränen übers Gesicht rinnen. Sie schüttelt den Kopf und kann nicht glauben, was mit ihr passiert ist. Ich stelle ihr keine Fragen. Ich merke, wie ich selbst im Obst und Gemüse zu wühlen begonnen habe. Was ich gehört habe, schmerzt mich sehr. Und so sehr mich Hayats Geschichte ihr näherbringt, so sehr wächst gleichzeitig meine Abneigung gegen Al-Kayyal.

Hayat und ich werden Freunde. Sie weiß alles über mich und ich vieles über sie. Allmählich empfinde ich Zuneigung für sie, denn sie hat mir ihr Herz geöffnet und sich meine Geschichte angehört, die noch niemand gehört und für die sich noch niemand interessiert hat. Sie hat sich angewöhnt, jeden Tag ins Geschäft zu kommen und mir zu helfen. Sie lindert meine Schmerzen in der Fremde und findet auch etwas Trost bei mir.

Für das Geschäft bricht eine neue Ära an. Meine besondere und fremde Sprache zieht die Kundinnen und Kunden an. Auch Hayat ist bei den Leuten beliebt. Sie ist freundlich zu den Alten und scherzt mit den Kindern. Es wird mehr gekauft. Der Gewinn steigt, und mein Lohn bleibt, wie er war. Ich murre nicht und beschwere mich nicht.

Hayat schenkt mir ein neues Leben. Wenn sie einmal nicht zur gewohnten Zeit kommt, bin ich bei der Arbeit unkonzentriert, und meine Stimme beim Ausrufen der Waren wird anders.

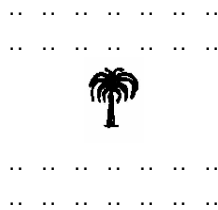
Die Beziehung zwischen uns erreicht einen Punkt, an dem sie über Spaß, Sympathie und Freundlichkeit hinausgeht. Sie fühlt sich bei mir wohl, und mir geht es gut, wenn sie bei mir ist. Sie bleibt jetzt bis lange nach der Abenddämmerung im Geschäft, und für mich wird das schöner als irgendein Film oder Spaziergang.

Der Winter macht es mir leicht, nach der Arbeit im Geschäft zu bleiben. Meine Träume sind von Hayat erfüllt. Ich spüre, wie mich ihre Blicke verwirren, nachdem sie damit begonnen hat, sich mehr um mich zu kümmern, als nötig wäre. Ich liebe sie. Zum ersten Mal koste ich den Geschmack der Liebe, erlebe ich das Erbeben meines Herzens, den unregelmäßigen Pulsschlag, das Zittern meiner Stimme, nehme ich ihr verzweifeltes, erwartungsvolles Seufzen und ihre zärtlichen Blicke wahr.

Ich spüre meine Jugend, meine Stärke und gleichzeitig meine Schwäche, denn trotz meines sonstigen Mutes erkläre ich ihr meine Liebe nicht.

Zu wissen, daß sie verheiratet ist und einem anderen gehört, macht mein Unglück und meine Hoffnungslosigkeit noch größer. Dieser Idiot begräbt den Duft dieser Blume! Er tritt diese Schönheit mit Füßen und hat uns mit seiner Blötheit so weit gebracht, ohne daß es ihm bewußt ist. Auch wir selbst haben es nicht gemerkt. Eifersucht und die Qual, auf diese zarte Liebe verzichten zu müssen, verzehren mich.

Wenn der Donnerstag kommt und damit der einzige Tag, an dem Al-Kayyal sie aufsucht und bis zum nächsten Morgen bei ihr bleibt, werde ich halb wahnsinnig. Ich verstehe sein Verhalten nicht, denn er ist nie liebevoll zu ihr. Ist es Gewohnheit oder Recht, ist es Macht und Männlichkeit, Schwäche und Minderwertigkeit oder bloß ein idiotisches Zurschaustellen? Hayat ist in meinem Herzen, und mein Verstand läßt sich nicht beruhigen. Ich bin unglücklich.



Auszug aus Kapitel 3 "In eine andere Stadt"

Da betrete ich also den Boden der Geschichten: Ägypten, das Land, über das ich von Scheich Al-Faki so viel gehört habe. Wer in unserem Dorf würde schon glauben, daß ich jetzt hier bin? Nicht einmal Scheich Al-Faki! Wenn er es wüßte, würde ihn der Schlag treffen. Denn er gilt als unser einziger Botschafter, unser erster Abenteurer und Entdecker. Er würde es nicht mögen, wenn ein Hamza wie ich das tut, was nur Botschafter und bessere Leute machen.

Dieser Gedanke geht mir durch den Kopf, als ich die Zollkontrolle passiere und mich auf einen weiten, offenen Platz hinter der Anlegestelle zubewege. Ich suche nach einer Toilette, um meine Blase zu entleeren. Ratlos und schon in ärgster Bedrängnis nehme ich in der Ferne Umriss von Menschen wahr, die entweder verstreut wie stolze Palmen auf ihrem Platz stehen oder jeder für sich dahocken. Zuerst glaube ich, daß sie beten. Aber warum sollten sie das Gebet nicht gemeinsam verrichten? Als ich näherkomme, erkenne ich, daß sie alle dabei sind, sich zu erleichtern. Ich suche mir einen entlegenen Platz und vollziehe das gleiche Ritual.

Hungrig gehe ich in ein Kaffeehaus, in dem Männer in kleinen Runden beieinandersitzen. Die meisten unterhalten sich über geschäftliche Dinge und streiten über Geld oder Löhne.

Beim Eingang sitzt ein alter Mann auf einem schäbigen Stuhl, der von Schnüren zusammengehalten wird. Davor befindet sich ein alter Schreibtisch mit einer einzigen Lade, auf dem Tisch ein Tablett mit einem Glas Tee. Vor dem alten Mann stehen ein paar Männer und eine Frau. Er wechselt für sie sudanesisches Geld in ägyptisches, also Pfunde in Pfunde.

Ich setze mich und möchte etwas zu essen bestellen, doch es gibt nur Getränke und ein paar Kekse. Sie können meinen Hunger nicht stillen. Die maßlosen Preise überzeugen mich schnell davon, keine weiteren mehr zu bestellen.

Ich bleibe im Café sitzen und beobachte die Leute, die in vielen verschiedenen Dialekten miteinander reden. Das meiste davon kann ich nicht verstehen. Aus Müdigkeit nicke ich für ein paar Augenblicke auf meinem kleinen Tisch ein. Der Kellner weckt mich auf, indem er ein neues Glas Tee vor mich hinstellt. Ich sage ihm, daß ich nichts bestellt habe, aber er meint nur: „Sitzen heißt trinken.“

Es ist jetzt elf Uhr, und der Zug kommt erst um zwei Uhr nachmittag. Ich setze mich wieder aufrecht hin und trinke mein Glas mit äußerster Gemächlichkeit. Der Kellner verfolgt das Absinken der Flüssigkeit im Glas. Er wartet nur darauf, mich mit einem weiteren Getränk überfallen zu können, das ich dann auch zweifellos bezahlen muß. Doch ich überliste ihn. Ich nippe wie ein Kleinkind an meinem Glas und kümmere mich nicht weiter um ihn. Er beginnt, mich wie ein Schmarotzermilan zu umkreisen und summt dabei Lieder, die ich nicht ganz verstehe, aber die eindeutig sein Mißfallen und seinen Spott zum Ausdruck bringen.

Nach einer weiteren halben Stunde verlasse ich das Café. Ich bezahle die Rechnung und erlöse den Kellner von mir und mich von ihm.

Von weitem ruft einer der Burschen nach mir, mit denen ich am Schiff zusammen war. Sie sitzen im Kreis auf dem Boden und trinken Tee. Ich werde zu einem Glas eingeladen, und sie fordern mich auf, die restliche Zeit bis zur Abfahrt des Zuges mit ihnen zu verbringen. Sie kommen mir irgendwie verändert vor. Vielleicht ist die ermüdende Reise daran schuld, oder es ist die Ernsthaftigkeit, mit der sie sich auf ihre Geschäfte vorbereiten. Die meisten von ihnen wirken geistesabwesend. Mir war das schon aufgefallen, bevor ich den Dampfer verlassen habe. Nach einer Weile entschuldige ich mich. Ich möchte mich noch ein bißchen umsehen und werde später wieder zu ihnen kommen.

Ich streife wie ein unschuldiges Kind umher, das zum ersten Mal die Welt wahrnimmt, mit Neugier in den Augen, Neugier in den Ohren, Neugier in der Nase und Neugier in den Gefühlen. Ich denke an meine Mutter und an die beiden Kleinen. Wie mag es ihnen jetzt ergehen, und was ist wohl mit dem Dorf? Ich setze meinen Weg fort und präge ihn mir ein, aus Angst, mich zu verirren, obwohl man sich hier wohl kaum verirren kann. Ich schaue auf die Uhr, die Uhr von Abd Al-Malik, um zu sehen, wie spät es ist, und dabei taucht die Erinnerung an ihn auf. Ich bin traurig, weil ich ihn in der Stadt nicht getroffen habe, wie ich gehofft hatte. Und ich bin traurig,

weil die ganze Familie weggegangen ist und mir von ihr nur Erinnerungen und eine alte, mir teure Uhr geblieben sind.

Die Zeit vergeht nur langsam. Es wird immer heißer, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als noch einmal ins Café zu gehen und bei diesem Kellner, der wie ein Frosch aussieht, eine Flasche Cola zu bestellen. Ich weiß nicht, warum er auf mich so wirkt, vielleicht wegen seiner widerlichen Art. Als er mich entdeckt, macht er schnell einen Platz für mich frei.

Ich bestelle eine Flasche Cola. Er fragt mich, ob ich hungrig bin. Ich verneine. Er bringt die Cola sofort. Der Frosch beginnt die Flasche zu beobachten, um zu sehen, wann er mit einer neuen anspringen kann. Wir spielen das Spiel „Trink und spring“. Es macht mir ebensoviel Spaß wie ihm, es scheint seine Lieblingsbeschäftigung zu sein. Vielleicht wirkt er auf mich wie ein Frosch, weil er wie einer herumspringt, wenn er die leeren Teegläser, Kaffeetassen und Flaschen ohne Frage und ohne Bestellung austauscht. Vielleicht sind es aber auch die listigen Augen, die mehr als bei anderen Menschen aus den Höhlen treten, oder seine aufdringliche Stimme, die sich wie das Quaken eines Frosches anhört, vielleicht ist es auch all das zusammen.

Ich schlage mit diesem lautlosen Spiel die Zeit tot. Die Uhr zeigt ein Uhr nachmittag. Ich trinke drei Flaschen und lache immer wieder angewidert. Als ich verschwinde, quakt mir der Frosch mit einem listigen Grinsen ins Gesicht.

Ich kehre zu meinen Reisegefährten zurück. Nachdem wir uns noch ein wenig unterhalten haben, sammeln sie ihr Gepäck auf, um zum Bahnhof zu gehen. Ich helfe ihnen mit ihren Sachen, weil ich ja nur meine Tasche aus Palmblättern, meinen neuen Ausweis, ein wenig Geld, die alte Uhr und das Amulett habe, das immer um den Hals trage.

Der Zug kommt. Wir beeilen uns mit dem Einsteigen, aber der Zug bleibt noch lange stehen, bevor er sich in Bewegung setzt. Gegen drei Uhr fährt er endlich ab, und ich und meine Neugier auf eine neue Welt fahren mit.

Die Fahrt von As-Sadd Al-^cAli nach Kairo dauert mehr als dreizehn Stunden, in denen ich so vieles sehe. Obwohl ich sehr müde bin, bleiben meine Augen die ganze Zeit offen, sogar in der Nacht. Vom schiefen Sitzen tun mir Nacken und Rücken weh. Ich mache die gleiche Feststellung wie bei meiner ersten Reise: Der Wohlstand wird größer, je weiter nach Norden ich komme.

